Die Tugend, die ich meine.

Die Tugend, die ich meine,
Für die mein Herz in Brand,
Abhold dem eitlen Scheine
Trägt sie ein schlicht Gewand.
Sie rührt den Sinn der Menge
Mit holdem Reize nicht;
Aus ihrem Aug' blickt Strenge,
Ernst ist ihr Angesicht.

Spät reifen ihre Saaten,
Und karg ist ihr Gewinn,
Es reißen ihre Thaten
Nicht zur Bewund'rung hin.
Nach ewig heil'gen Zielen
Führt sie auf rauher Spur,
Gehaßt, verfolgt von Vielen,
Geliebt von Wen'gen nur.

Wer kühn sich ihr will weihen,
Der nehme wohl in Acht:
Ihm Lorbeer'n zu verleihen,
Steht nicht in ihrer Macht!
Mit schmetternden Fanfaren
Begrüßt ihn nicht der Ruhm
In seinem unscheinbaren,
Selbstlosen Heldenthum. —

Sie aber, die er schützet,
Der er sich zugesellt,
Nur sie erhält und stützet
Und trägt den Bau der Welt.
Es ist die Hehre, Reine
Zu höchstem Dienst geweiht —
Die Tugend, die ich meine,
Ist die Gerechtigkeit.

Die erlösende Antwort.

Nach dem Französischen von Wilhelm Thal.

1.

Die Fischerboote waren alle frühmorgens bei gutem Winde fortgesegelt. Da das Wetter sehr klar war, so sah man sie in weiter Ferne in langer Linie zwischen den Klippen von Criel und der Spitze von Cayeux.

Frauen von Matrosen, Kinder und Greise standen noch auf der Rhede, und alle waren zufrieden, denn bei einem solchen Winde mußte der Fischfang gut werden.

„Siehst Du ihn noch, Mutter?" fragte ein Junge, der die Schule versäumt hatte, um seinen Vater zu begleiten.

Seine Mutter besaß ein Fernrohr — einen Luxus, um den ihre Nachbarn sie beneideten.

Frau Fournier hob ihren Sohn in den Armen hoch, hielt ihm das Fernrohr vor die Augen, und der Kleine rief:

„Sechshundertzweiundsiebzig, auf dem großen Segel, man wirft die Netze aus."

Sie gingen am Hafen entlang, der mit seinen 40 Fischerbooten sein ganzes Leben verloren zu haben schien; nur in der Nähe der Stadt lagen noch einige Kähne, die darauf warteten, daß das Meer weniger hoch ging, um abzusegeln, während auf der gegenüberliegenden Seite einige Handelsschiffe sich zeigten, die Kohlen ausluden oder Schwefel einnahmen.

Frau Fournier blieb mechanisch auf dem Quai stehen und betrachtete einen schönen englischen Dreimaster, den „Harding", der in jeder Woche hier anlegte, um Kohlen einzunehmen. Ein Matrose, der auf dem Deck des „Harding" auf- und abging, bemerkte sie und grüßte. Nun wandte sie den Kopf ab und erreichte schnell die Klippenstraße, in der ihr Haus lag.

Zwei Stunden später waren die Bewohner der Klippenstraße sehr überrascht, Herrn Fournier, den Besitzer des Fischerbotes 672, mit wüthender Miene in seine Wohnung heimkehren zu sehen. Die Nachbarn liefen ihm entgegen, um ihn nach der Ursache dieser plötzlichen Rückkehr zu fragen.

Die Ursache war leider immer dieselbe. Es war die Art, den Hafen zu verlassen und sämmtliche Segel, gleichviel bei welchem Wetter, auszuspannen, eine Tollkühnheit, welche sich die Seeleute von Treport nicht abgewöhnen können, und die oft die Ursache von Havarien gewesen ist, wie es auch dem Boote 672 passirt war; sein Hintersegel und sein kleiner Klüver war gebrochen.

Er, der Besitzer war, als seine Leute am Werke waren, zurückgekehrt, um seine Frau noch einmal zu umarmen, denn er hatte sie sehr lieb.

„Deine Frau ist fortgegangen, doch sie hat gesagt, sie würde sogleich wiederkommen."

2.

Er dankte den Nachbarn und setzte sich dann in das Eßzimmer, um auf seine Frau zu warten.

Er goß sich ein Glas Bier aus der Flasche ein, die er am Morgen vor der Abfahrt abgezogen.

Fast in demselben Augenblick bemerkte er in einer blauen Vase auf dem Kamin einen Brief, er nahm ihn und las:

„Frau Fournier, ich liebe Sie mehr als ich Ihnen sagen kann. Ich flehe Sie an, bewilligen Sie mir ein Rendezvous. Sie sind frei, Ihr Gatte ist fort. Harry Evans."

„Donnerwetter," brüllte der Schiffer, „Harry Evans."

Er kannte ihn wohl, den hübschen englischen Matrosen vom „Harding", der schon viele Herzen in Treport geknickt hatte. Ein großer Bursche, ebenso groß wie er, blond, mit krausen Haaren, mit der Haut eines Mädchens, die dem Brausen des Windes widerstanden und blauen, sehr sanften Augen. Er erhob sich, um nach dem Einschiffungsquai zu laufen und den englischen Matrosen niederzuschmettern, doch er hörte seine Frau nach Hause kommen. Sie hatte gewiß auf diesen unverschämten Brief geantwortet und würde ihm nun sagen, was sie geantwortet hatte.

Er hatte Vertrauen zu seiner Frau.

„Ich komme schnell wieder," sagte sie beim Eintreten, „denn ich habe die Havarie auf dem Markt erfahren." Während sie die Einkäufe auf dem Tisch ausbreitete, hatte er Zeit, den Brief wieder in die Vase zu legen und wartete nun auf ihr Geständniß.

Frau Fournier widmete sich noch weiter ihrer Wirthschaft.

Von Zeit zu Zeit betrachtete sie ihn und lächelte. Sie war nicht erstaunt, ihn nach dieser Havarie so düster zu sehen. Sie sagte nichts, weil sie ihrem Manne seit langer Zeit darüber Vorhaltungen gemacht, und das war der einzige Punkt, über den sich nicht gut mit ihm reden ließ. Sein Vater war so gesegelt, und er würde jedenfalls auch immer so segeln.

„Und Du, Frau, hast Du mir nichts Neues zu sagen?" fragte er.

„Nichts, mein lieber Mann!"

Sein Gesicht verzerrte sich schrecklich und seine Frau, welche dachte, es wäre der Kummer über die Havarie, umarmte ihn zärtlich.

„Nun, Adieu, ich gehe nach dem Hafen, wir werden mit der nächsten Fluth absegeln, wenn die Havarie reparirt ist. Adieu!"

Sie begleitete ihn bis zum Ende der Straße und sagte ihm mit einem so offenen Blick Lebewohl, daß er sich fragte, ob es möglich wäre, daß eine solche Frau lügen könne.

Am folgenden Sonnabend, nach einem schrecklichen Sturm kehrten die Fischerboote, mit Fischen beladen, nach Treport zurück.

Fournier sah oft nach dem Quai, ob der englische Dreimaster dalag, doch er war nirgends zu entdecken.

Als er sich ausschiffte, erfuhr er, daß der „Harding" an der Küste von Spithead gescheitert, und alle Leute der Bemannung untergegangen waren.

Harry Evans war also todt.

Seine Frau allein kannte die Wahrheit, doch er wagte nicht, sie danach zu fragen, und so würde er nie die Wahrheit erfahren.

Immer sollte der Zweifel an seinem Herzen nagen.

3.

Nun bemerkte Jedermann in Treport, daß Fournier schweigsam geworden war; man fragte auch seine Frau nach der Ursache, doch sie versetzte ausweichend, sie wisse es nicht.

Die Traurigkeit ihres Mannes machte auch sie sehr unglücklich. Sie wurde noch sanfter als sonst, noch zärtlicher und suchte seinen Wünschen zuvorzukommen, doch er schien keine Wünsche mehr zu haben.

Uebrigens beklagte er sich nie.

Seine Matrosen fanden, daß er härter als früher und auch habgieriger geworden war; oft kehrte er Sonntag früh nach Treport zurück und fuhr am Abend wieder ab, ohne sich auch nur eine Nacht Ruhe zu gönnen.

Doch in einer Woche kehrte er am Dienstag zurück und es verbreitete sich das Gerücht, sein Boot hätte einen Ertrunkenen aufgefischt. Nun hatte Fournier der rührenden Sitte zufolge, die an diesem Theile der Küste noch in Gebrauch ist, befohlen, nach Hause zurückzukehren, und den Fischzug aufgegeben, um dem Todten eine Beerdigung zu Theil werden zu lassen.

Am nächsten Morgen frühzeitig, bei nebligem Wetter, durchschritt ein Trauerzug die Stadt und wandte sich der Kirche zu.

Es war der Leichenzug, der den unglücklichen von den Matrosen Aufgefundenen zur letzten Ruhe bestattete.

Hinter dem Sarge schritten alle Matrosen des Fischerbootes mit dem Besitzer an der Spitze; hinter den Männern gingen die Frauen oder die Mütter der Matrosen. Männer und Frauen, alle waren in Trauer. Auch das ist ein in Treport üblicher Gebrauch, den die Matrosen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachten.

Die religiöse Zeremonie war kurz, dann wurde der unbekannte Todte von der großen Familie der Matrosen von Treport nach dem Kirchhof überführt.

„Haltet Euch bereit," sagte Fournier zu seinen Leuten, wir segeln dann mit der Fluth wieder ab."

Er und seine Frau blieben auf dem Kirchhof, während man das Grab zuschaufelte. Als sie die Blicke erhoben, sahen sie das ruhige, bleigraue Meer; und alles, der Leuchtthurm, die Rhede, die Klippen erschienen infolge des sie umgebenden Nebels in gedämpfterem Lichte. Es war ein Tag von unendlicher Ruhe, von jener tiefen Melancholie, wie sie die Seeleute empfinden, wenn die Sonne untergeht.

Fournier zog seine Frau nach dem Hügel, der etwas über dem Kirchhof gelegen war. Er wollte ohne Zeugen mit ihr sprechen.

„Frau, weißt Du, für wen Du eben gebetet hast?"

Sie zitterte und drückte die Hand ihres Gatten stärker; nie hatte sie ihn so feierlich gesehen.

„Der Mann, den wir eben begraben haben, war Harry Evans, da sieh."

Frau Fournier erblaßte, ihr Mann aber reichte ihr ein schmutziges Stück Papier.

„Frau," sagte er, „ich habe an Dir gezweifelt; meine Strafe ist, daß ich mich selbst anklagen muß. Ich hatte den Brief gelesen, den er Dir zu schreiben wagte, und ich war recht unglücklich darüber. Neulich Nachts, als man den Todten aufgefischt hat, habe ich ihn allein durchsucht. . . . Das Wasser hat die Tinte ein wenig ausgewischt, aber ich habe trotzdem gelesen."

Es war die Antwort, die Frau Fournier dem schönen englischen Seemann hatte zukommen lassen.

„Mein Herr, ich liebe meinen Gatten, das ist die einzige Antwort, die ich Ihnen auf Ihren Brief geben kann. Ich werde meinem Gatten nichts sagen, weil er Sie tödten würde; doch kommen Sie nie mehr hierher zurück."

„Kannst Du mir verzeihen, Frau?"

„Ach, mein armer Mann, wie mußt Du gelitten haben!"

Seit dieser Zeit hat Fournier seine Fröhlichkeit wiedergefunden, und Ruhe und Frieden ist in die Fischerhütte wieder eingekehrt.

Des Löwen Rache.

Novellette von Wilhelm Thal.

Der Circus und die Menagerie von Littlejohn hatte das Zelt auf einem freien Felde in der Nähe der Stadt aufgeschlagen, und der „große Littlejohn" stand, mit den Händen in den Taschen, am Eingang und betrachtete das Plakat, das folgenden Wortlaut hatte:

„Die berühmte Prinzessin Celaski, die kleinste und anmuthigste Reiterin der Welt, wird sich heute Abend auf ihrem schönen Schimmelhengste Geisha produziren."

Ein ärgerlicher Blick flog über das aufgedunsene Gesicht Littlejohns, als er den Zettel las; dann murmelte er vor sich hin: „Prinzessin Celaski, klingt nicht übel," und ging in das Zelt.

„Sagen Sie Napoli, daß ich mit ihm zu sprechen wünsche," rief er einem der Stallleute zu.

Nach wenigen Minuten trat Napoli vor den Direktor, der sich augenscheinlich in recht schlechter Laune befand.

Napoli war ein Löwenbändiger und verdankte seine Herrschaft über die wilden Bestien wahrscheinlich der Thatsache, daß er ein roher, zu Excessen sich neigender Mann war.

„Nun! Das Weib kommt nicht!" sagte Littlejohn.

„Was für ein Weib?" fragte der Löwenbändiger.

„Nun, die Celaski natürlich, sie ist krank, wie sie schreibt. Ich glaube aber nicht daran, wahrscheinlich hat sie ein besseres Engagement bekommen."

„Was wollen Sie denn nun thun?"

„Ich weiß nicht: wie steht's denn mit Ihrer Tochter? Könnte sie denn die Sache nicht machen?"

Napoli's Augen glänzten, wie es immer der Fall war, wenn er sich ein Extrahonorar zu verdienen glaubte.

„Das kommt darauf an," versetzte er kurz, „wieviel zahlen Sie?"

„Nun, ich würde ihr zwei Pfund die Woche geben," lautete die Antwort.

„Nein, das ist nicht genug."

„Nun, sagen wir drei!"

„Das laß' ich mir gefallen, das ist schon besser, nun, ich werde gehen und zusehen. Ich vermuthe, sie soll den alten Whisters reiten?"

„Ja, natürlich," versetzte Littlejohn, „aber kann sie auch die Tricks ausführen?"

Napoli grinste dabei diabolisch, und zeigte eine Reihe kleiner, weißer Zähne.

„Se wird sie ausführen," brummte er, „oder sie soll mich kennen lernen!"

Dann verschwand er und machte sich auf die Suche nach dem Kinde.

Dieses Kind war ein eigenthümliches, kleines Geschöpf. Er war nicht ihr Vater, sondern hatte sie sich für wenige Schillinge von einem herumziehenden Gaukler gekauft und sich damals gesagt: „Sie wird nicht viel zu erhalten kosten, und ich werde schon im Stande sein, eines Tages etwas aus ihr zu machen."

Napolis Frau war ein armes kinderloses Weib von 40 Jahren, und ihre ganze Mission im Leben schien darin zu bestehen, ihrem Manne das Essen zu bereiten und seine häufige böse Laune an sich austoben zu lassen.

Das Kind — Bessie hieß es — war sozusagen auf der Landstraße aufgewachsen und sich meistens selbst überlassen gewesen. Kein Wunder daher, daß sie sich gewisse Eigenthümlichkeiten angeeignet hatte und sich von anderen Kindern unterschied. Sie war das schweigsamste, kleine Wesen, das man sich denken kann. Sie sprach fast nie, wollte weder schreiben noch lesen lernen und spielte niemals mit anderen Kindern. Ihr einziges Vergnügen war, sich bei den Thieren aufzuhalten. Sie kannte sie alle und schien sie auch zu verstehen — die Pferde, die gelehrten Hunde, das dressirte Schwein und die kleinen Ponnies, und sie schien mehr Einfluß auf alle diese Wesen zu haben, als ihre Herren und Dresseure. Am liebsten aber bewegte sie sich unter den Löwen, und der größte und stolzeste unter ihnen, Peter, war ihr besonderer Liebling.

Doch Peter war auch Napolis Liebling. Er liebte ihn zwar nicht, doch das Thier war so stark und kräftig, daß es die anderen wilden Bestien im Zaume hielt und er sich keinen besseren Wächter für sie wünschen konnte.

Napoli fand sie wie gewöhnlich in Peters Käfig. Sie lag auf der Erde neben dem großen Thiere, drehte die Blätter eines Bilderbuches und schien ihm die einzelnen Bilder zu erklären.

„Komm' heraus," sagte er zu ihr in rauhem Tone; „ich habe etwas für Dich zu thun!"

Mit erschrockenem Gesichtsausdruck sprang das Kind auf die Füße. Wenn ihr Vater ihr einen Befehl zu geben hatte, so wurde ihr in der Regel derselbe immer mit der Reitpeitsche ertheilt. Sogar Peter schien die Absicht Napolis zu verstehen; denn er stieß ein ärgerliches Brüllen aus und wedelte heftig mit dem Schwanze.

„Du wirst heut Abend einen Voltigen-Akt auf Whiskers ausführen. Komm' sofort in die Ställe und probire," sagte er hastig, als sie aus dem Käfig trat.

Schrecken erfaßte das Kind, und sie rief: „Einen Voltigen-Akt? Etwa auf ungesatteltem Pferde?"

„Jawohl, auf ungesatteltem Pferde," wiederholte der Löwenbändiger.

„Aber ich kann doch nicht auf ungesatteltem Pferde reiten," rief sie erregt.

„Du mußt," versetzte er schroff und heftig; „also hüte Deine Zunge!"

„Ich kann es nicht," wiederholte sie, „und ich will es auch nicht."

„Ah, Du willst nicht?" echote er mit höhnischem Lächeln. Dann packte er sie mit einer Hand und trug sie in das Zelt, so schnell und leicht, als wenn er eine Feder in seinen Armen gehalten hätte.

Eine Stunde später verließen beide wieder das Zelt. Kein Laut war vernommen worden, denn beide waren ausnehmend schweigsam; doch des Kindes Gesicht war leichenblaß, sie zitterte unwillkürlich, und ihre Schultern zuckten in verhaltenem Schmerz. Er hatte sie mitleidslos gepeitscht, buchstäblich gepeitscht, bis sie entweder sterben oder „ja" sagen mußte.

Der Direktor Littlejohn war, obwohl er ein rauher Mann war, doch keineswegs grausam und bestialisch; er schien zu errathen, was zwischen den Beiden vorgefallen war; denn er sprach ungewöhnlich schroff zu Napoli, und als die Zeit gekommen war, daß Bessie das Pferd besteigen mußte, sagte er zu ihr in freundlichem Tone:

„Komm jetzt, mein Kind, und ängstige Dich nicht, wir werden Alle auf Dich Acht geben, und ich werde Whiskers nicht zu schnell laufen lassen."

„Ich habe keine Furcht mehr," sagte das Kind, obwohl es am ganzen Leibe zitterte.

Noch eine kurze Pause, dann begann das Orchester einen Galopp, und die Vorhänge flogen auseinander.

Die Brust des Kindes hob sich krampfhaft, und ein leises Schluchzen entrang sich ihrer Kehle. Dann wandte sie sich zu Napoli um, der hinter ihr stand und sie beobachtete, und sagte:

„Das werden Sie bereuen, ich werde es Peter sagen, und er wird Sie eines Tages tödten."

Napoli wurde blaß vor Aerger, in das sich eine gewisse Furcht mischte. Littlejohn knallte mit der Peitsche und flüsterte ein Wort der Ermuthigung, während Jim, der Clown, mit einem Doppelsalto in die Manege sprang. Dann sprengte der alte Whiskers in die Bahn, auf seinem Rücken ein schaudernde, gezwungen lächelndes, kleines Mädchen in weißem Kleide tragend, das die Zuschauer mit lautem Beifall begrüßten.

Zehn Minuten später wurde sie unter dumpfem Schweigen, das nur von einigen Ausrufen des Damenpublikums unterbrochen wurde, hinausgetragen. Sie war bei ihrem letzten Kunststück vom Rücken des Pferdes gefallen.

Die ganze Truppe war im höchsten Grade gegen Napoli aufgebracht; er wurde von jedermann gemieden, und kein Mitglied der Gesellschaft sprach mehr mit ihm ein Wort.

Die Wochen gingen dahin, und der Thierbändiger wurde von Tag zu Tag wüster und roher. Er trank leidenschaftlich und behandelte seine unglücklichen Thiere immer grausamer.

Eines Tages erhielt er die Nachricht, daß Bessie in dem Hospital, in welches man sie nach dem Unfall geschafft, gestorben war.

Am Abend dieses Tages betrat Napoli wie gewöhnlich Peters Käfig, um dem Publikum seine Produktionen vorzuführen.

Er schloß die Thür und — wich entsetzt zurück. Er hatte seine gewöhnliche Keckheit und Furchtlosigkeit verloren.

Anstatt mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart auf das Thier zuzugehen, zog er sich, zitternd vor Angst, in die äußerste Ecke zurück. War es nun der Trunk, der ihn geschwächt hatte, oder war es die Nachricht von dem Tode des Kindes, die noch in ihm nachwirkte, jedenfalls war Napoli nicht mehr zu erkennen.

Der Löwe schlug wüthend mit dem Schweif. Dann sprang er mit lautem Gebrüll auf den Dresseur zu.

Zwei Sekunden später ertönte ein Schuß. Der Löwe fiel tödtlich getroffen neben dem zerfleischten Leichnam des Mannes nieder, der ihn und das Kind so viele Jahre gemartert hatte.

Offener Schreibebrief von Missus Lizzie Sauerampfer.

No. 2.

Mein sehr geehrtes Misterchen!

Mein Hoßband, der Mister Philipp Sauerampfer is schuhr mähd an mich, weil ich Ihne en Schreiwebrief geschriwwe un ihn, wie mer uff deitsch sage duht, eweg gewwe hen. Awwer ich geb nicks drum. Es is ja auch so. E Frau is doch nit blos for do, for den Mann sei Sacks zu mende un sei Stoff in e gute Schehp zu halte un sei Miehls zu koche, wie mein Hoßband der Mister Sauerampfer mehbie denke duht. E Frau verlangt mehr, sie will auch ebbes for de Geischt, odder wie der Dackter, wo ich emol zwei Woche gedient hen, als gesagt hot: for de Spiritus. Un was kann ich in die Lein von den Philipp ecksspecte? verdollt wenig. Das bische was er weiß, hot er von mich gelernt un das is gar nit der Juhs, daß mer von tahke duht. O, jes, frieher, biefor daß mer geheirath ware, do hot er different geädt, do hin ich das Lizzieche hinne un das Lizzieche vorne gewese, do hot er einiges for mich gedahn, das is, wann er keine Eckspenzes bei gehabt hot, bikahs orfel klohs is er damols schon gewese, das hot mich awwer nicks ausgemacht, bikahs ich hen immer Geld gehabt. Später wie ich Pittie an ihn genomme un ihn geheirath hen, do is es wo ich de größte Missticht von mei Lewe gemacht hen. Do hen ich ihn verwöhnt. Er hot mich Morgens immer e Häufche Kindlingwutt gemacht, hot die Disches for mich abgetrickelt, is for mich in de Butscherschapp gange un in de Grosersturr un war mit eim Wort arig händig. Un wie schön hot er mei Schuhs for mich gescheint, wei das war auteseit! Sell hot er gelernt gehabt, wie er noch Hausknecht gewese is un ich denke, das is auch all die Ettjutehschen, wo er gehabt hot. Später, wie dann die Kinnercher komme sin, do hot er mich auch bei das Wasche helfe müsse, bikahs ich hen doch soviel zu die Kids duhn müsse un immer zu se tende müsse. Er hot sellemol immer komplehnt, daß er so müd wär uh do hen ich gedenkt, mehbie du fragst zuviel von ihn. Ich hen ihn dann das Schuhscheine nit mehr duhn lasse, hen mei Disches allein gewasche un so fort un es hot nit lang genomme, do hot er sich alles abgewöhnt gehabt un seit die Zeit, do hen ich nit das geringste mehr von ihn hawwe könne. Ei tell juh, do hen ich e harte Zeit gehabt un oftmals, wann ich Owends in mei Sittenruhm gesosse un die Kids ihre Löcher, wo se sich in ihrn Stoff gerisse hatte, gemend hen, do hen ich greine gemüßt, wann ich so iwwer mei Schicksal nochgedenkt hen. Awwer was gut hot mich's gedahn? der Philipp hot alle Owend in de Saluhn gemüßt un wann er heim komme is, do hot er die mehrschte Zeit en Aff mit heim gebracht un do hot er zärtlich sein wolle. Daß ich do gekickt hen wie en Stier, das könne Se mich glauwe. Das Riesolt war, daß er auch nit mehr zärtlich war un so hen ich gar nit gewüßt, daß ich en Mann hen, wann ich nit for ihn hätt koche gemüßt. Er is jo nie nit kraß gege mich gewese un hot mich immer diesent getriet, er hot zu alles jehs gesaat, awwer was duht mer mit so en Schlappseckel? Zu selle Zeit hen ich die Missus Wedesweiler kenne gelernt. Sie is sellemol noch nit mit den Etel verheirath gewese. Damals war se e arig gutgucktiges Mädche, ecksättlie wie mich, blos mei schöne rothe Bäckelcher hot se nit gehabt. Ich hen se bei en Danz zum erschte mol gemiet, wo ich se bei Mißtehk bei en Tuhstepp die Tecks von ihr Dreß abgetrete hen. Sie hot sich dann so schnell erum gedreht, daß se mich en Pusch in de Stommed gewwe hot, sell war en Pietsch. Well uff den Weg do sen mer arig gute Freinde geworde. Se is arig oft zu mich komme, bis se uff eemol gesagt hot: „Lizzie" hot se gesagt, „ich gehn mich verheirathe." Se is domols mit en junger Feller gange, wo immer arig viel Geld an se gespand hot. Er hot se Pappkorn kauft un Pienotts tu biet die Bänd, wie mer sage duht un sell hot se gegliche, sie hot immer gern e wenig genascht. Wo er das viele Geld gemacht hot, hen ich off Kohrs nit gewüßt. Ich hen nor gewüßt, daß er Jake Wedesweiler geheiße hot. Ich hen zu die Pauline gesagt, sie sollt nit so fuhlisch sein un sollt sich e böses Ecksempel an mich nemme. Sie hot awwer gesagt: „un wann du dich uff de Kopp stelle duhst, ich heirathe mein Jehk." Ich hen mich off Kohrs nit uff de Kopp gestellt, bikahs des wär nit diesent gewese un an en schöne Dag do is die Pauline Missus Wedesweiler gewese. Die Pauline hot sich in ihre sinkele Kandischen schönes Geld gesehft gehabt un nach die Wetting, do hot sie ihren Mann in en Saluhn uffgesetzt. Seitdem is mein Hosband, der Mister Sauerampfer, en stehtiger Kostiemer von den Wedesweiler. Ich kann nicks dagege sage, bikahs die Pauline is doch en gute Freind zu mich, awwer gleiche duhn ichs dorchin un dorchaus nit. Ich sin nämlich schuhr, daß der Wedesweiler alleins for zu blehme is, daß mei altes Kameel immer so Stories iwwer mich uffmache duht. Ich hen mit den Philipp schon manchen Foß gehabt un hen zu ihm gesagt, er sollt erscht emol diesent schreiwe lerne, biefor daß er in das Pehper schreiwe deht. Ich hen e gute Ettjutehschen un weiß gut genug, daß er viele Mißtehks in sei Spellings mache duht. Awwer ich duhn ihn schon fickse for das un dont juh fergett it! Ich sin en rehgeller Ehnschel, awwer der Philipp der macht mich noch zu en fullfletscht Deiwel. Ich hen mein Meind uffgemacht, daß ich Ihne alles schreiwe will, wie mich der Feller triete duht un was for Stickelcher er schon geliefert hot. Sie wer'n dann e ganz annere Appinsten von ihn kriege. E Frau kann e ganze Latt stende, awwer der Krug geht so lang zu Brunn bis er iwwerläuft.

Mit viele Riegahrds
Missus Philipp Sauerampfer.

Arbeitsverhältnisse in New York.

Nach dem Berichte des Arbeitscommissärs für den Staat New York für 1898 betrug die Zahl der Arbeiterorganisationen in diesem Staate am 30. September des Berichtsjahres 1087 mit 171,067 Mitgliedern, wovon 7505 oder ungefähr 4 1/2 Procent Frauen; am 30. September 1897 waren bloß 1009 Organisationen mit 168,454 Mitgliedern, worunter 5764 Frauen (ca. 3 1/2 Procent) vorhanden. Im Allgemeinen scheint sich die Organisation der Arbeiter rasch und stetig auszubreiten. Die organisirten Arbeiterinnen gehören bis zu 80 Procent der Tabakindustrie an, der Rest entfällt auf die Textilindustrie, das Buchdruckgewerbe und Beschäftigung an Theatern. Der Bericht giebt, allerdings auf Grund bloßer Schätzung, an, daß ungefähr 10 Procent der gesammten Arbeiterschaft im Staate New York organisirt sei. Die Arbeitslosigkeit hat im Jahre 1898 geringere Ausdehnung gehabt als im Vorjahre; dagegen geht aus den Durchschnittsangaben für die wichtigsten Industriezweige hervor, daß die Lohnhöhe im Berichtsjahre um beiläufig 10 Procent gesunken sein dürfte. Die jüngst in America seitens der Arbeiter der wichtigsten Industrien durchgesetzten Lohnerhöhungen haben diesen Rückgang von 1898 wenigstens schon wettgemacht.

Der zweite Theil des Berichtes des Arbeitscommissärs beschäftigt sich mit der Einwanderung und der Rückwirkung derselben auf die organisirten Arbeiter. Es wird schätzungsweise angenommen, daß von 1783 bis 1819 250,000 Personen in den Ver. Staaten eingewandert sind, und von 1820 bis 30. Juni 1898 landeten in America über 18,800,000 Einwanderer. Hiervon entfielen 4,970,000 auf Deutschland, 3,800,000 auf Irland, 2,600,000 auf England und Wales, ca. 1,200,000 auf Schweden und Norwegen und ca. 150,000 auf Britisch-Nordamerica. Nahezu 13,000,000 der Einwanderer landeten in New York. In den letzten fünf Jahren entfielen von der Einwanderung 24.6 Procent auf gelernte Arbeiter, 12.1 Procent auf landwirthschaftliche Arbeiter, 36.6 Procent auf Taglöhner und 18 Procent auf Hausgesinde. Eine schriftliche Umfrage bei den Gewerkschaften über die Wirkungen der Einwanderung lieferte die Antworten von 1039 Organisationen mit 175,959 Mitgliedern. Es äußerten sich 774 Gewerkvereine mit 105,889 Mitgliedern, daß die Einwanderung sie nicht berühre, während 265 Vereine mit 70,000 Mitgliedern oder 39.8 Procent der Gesammtheit über die schädlichen Rückwirkungen der Einwanderung Klage führten. Von diesen 265 Gewerkvereinen behaupten 120 mit 30,304 Mitgliedern, daß die Einwanderung die Löhne drücke; außer in der Glasindustrie wäre der Wettbewerb der Einwanderer in sämmtlichen Industriezweigen zu verspüren; hervorgehoben wird dies namentlich für das Baugewerbe, die Eisenindustrie, Textilindustrie, Lederindustrie und das Bäckergewerbe.

Der Bericht des New Yorker Fabrik-Inspectors für 1898 stellt fest, daß nicht weniger als 50 Procent der Betriebsunfälle der Unachtsamkeit und Sorglosigkeit der Verletzten selbst zuzuschreiben sind. Inspicirt wurden im Berichtjahre 28,920 Fabriken mit 472,784 Arbeitern und 206,145 Arbeiterinnen, ferner 3836 Betriebe des Bäckergewerbes mit 16,382 Beschäftigten und 156 Bergbaubetriebe mit 4674 Arbeitern. Von dieser Arbeiterschaft verunglückten 1110 Personen; 34 Unglücksfälle waren tödtlich, 133 schwer und 943 leicht. Der Fabrikinspector schlägt vor, es solle gesetzlich verboten werden, eine unter 16 Jahre alte Person an oder bei einer gefährlichen Maschine zu beschäftigen; die Arbeitszeit der Frauen soll auf 10 Stunden täglich oder 60 Stunden wöchentlich beschränkt werden, und Kesselarbeiter und Heizer in Fabriken sollten nur auf Grund ihrer nachgewiesenen Competenz beschäftigt werden dürfen.

Der Bericht des „State Board of Mediation and Arbitration" theilt mit, daß im Jahre November 1897 bis October 1898 dem Amte 271 Streiks und Lockouts bekannt wurden, gegen 243 im Vorjahre. 29 Ausstände entfielen auf das New Yorker Confectionsgewerbe. Der bedeutendste Streik war jener der Ziegelarbeiter von Haverstrand, wo über 2000 Arbeiter zwei Monate lang streikten und die Arbeit auf Zusage von Lohnerhöhungen für die nächste Saison wieder aufnahmen. Die Streiks in der Confectionsbranche in New York wiederholen sich in Folge der niedrigen Löhne alljährlich; die Arbeiter beabsichtigen die Errichtung eines eigenen genossenschaftlichen Betriebes.

Der alte Ohm Paul soll so verpicht auf das Kriegführen sein, daß er bereits den Hexenschuß bekommen haben soll.